



back to the roots

Nach längerer, schreiberischer Abstinenz, spiele ich mit dem Gedanken, mich einem meiner anderen Projekte zu widmen. Meine Stärken liegen wohl doch eher im Zwischenmenschlichem, bzw. bin ich gerade ein wenig desillusioniert, was das Vorankommen mit meinem großen Fantasyprojekt betrifft.

Naja, und deshalb hier also der Einstieg zu einem Generationenroman, der sich mit den Auswirkungen einer erblich bedingten Störung der Psyche beschäftigt.

Ist er zu kitschig, zu typisch etc.?

Was haltet ihr von der schon umgesetzten Idee, den Stil, jeweiliger Sicht und Epoche anzupassen?

Dieses erste Kapitel zum Beispiel erzählt aus der hier noch kindlichen Sicht der Hauptfigur, während spätere Kapitel die Sicht der jungen Frau oder der Nachkriegszeitkindheit der Mutter übernehmen.

Gehen solch arge Stilbrüche innerhalb eines Buches für euch gar nicht?

Gibt es Beispiele, die erfolgreich mit solchen Brüchen arbeiten?

Vielen Dank, wie immer, für eure Zeit!

Und was den Titel betrifft, den möchte ich ganz unbedingt so stehen lassen, auch wenn er in einigen Ohren vielleicht nach Ratgeber klingt...;)

Von der Kunst zu lieben

Jedes Kind kommt mit Flügeln, von der Liebe bald zu Schwingen bereitet.

Gestutzt oder gar gebrochen aber von den Liebenden, die selbst nie zu fliegen gelernt haben.

Heute hatte Paul etwas zu Mea gesagt.

Das war an sich vielleicht nichts Besonderes, denn er sagte öfter etwas. Sätze wie: „Verpiss, Dich!“, oder: „Ihr könnt euch nur Lumpen leisten!“

Aber heute hatte Paul etwas gesagt, das Mea traurig gemacht hatte. Für gewöhnlich, wenn Paul sie ansprach, hörte sie nur ihren Atem oder das Kreischen der anderen Kinder auf dem Flur. Die Gemeinheiten blieben nur ein Wispern, wie der Wind es im Herbst in der Kastanie vor Meas Fenster anstimmte, und nur manchmal wurden sie laut wie der Schlagersänger, der ab Mitternacht bis in den Sonntag hinein über Meas Kopf durch die Decke dröhnte und von dessen Darbietung sie nur den Refrain verstand: „Comon sava comsi comsicomsa!“

Meas Mutter nannte es gute Laune Musik für versnobte Knallköpfe. Wenn der Nachbar vor der Tür stand, um sich wegen Unzel zu beschweren, nannte sie ihn höflich Herr Böllwiegel und hatte sich schon vorher hektisch das Haar hinter die Ohren gekämmt. Dem Nachbar gehörte nämlich das halbe Haus, er besaß eine Eigentumswohnung, und der stärkste Strich auf der Unterschriftensammlung hatte seine Handschrift getragen.

„Manchmal muss man seinen Ärger einfach herunterschlucken, Mea! Manchmal muss man eben nachgeben“, hatte ihre Mutter gesagt und Mea wollte verstehen, dass sie zu der Sorte Menschen gehörten, bei denen aus dem Manchmal ein Immer geworden war. Denn wie jedes Jahr hatte sie nicht zum Schwimmkurs gedurft, weil es zu wenig Plätze gab, und wenn die Frau Schmidhuber sich über die riesigen Haufen beschwerte, die niemals aus Unzels kleinem Dackelkörper kommen konnten, wurde Mea geschickt, sie aufzuheben.

Das komische Amt, dass ihre Miete bezahlte, hatte nicht nur manchmal nur so viel Geld übrig, dass Mea drei Wochen lang bei Tante Colli essen musste. Und wenn Meas Mutter mit wirren Haaren und leerem Blick die Tür öffnete, um dann den ganzen Nachmittag auf der Wohnzimmercouch zu liegen, dann gab Mea nach und sammelte die Flaschen, beseitigte Flecken, klopfte die Schulter ihrer Mutter unter der schweren Wolldecke, als wäre sie ein verschnürtes Paket, dessen Inhalt in Aufruhr geraten war. An solchen Tagen hatte sie



back to the roots

manchmal gezeichnet, immer eines der gruseligen Bilder. Mea bekam Alpträume von ihnen. Man sah gesichtslose Menschen darauf oder riesige, zu Schreien verzerrte Münder, die aussahen, als kämen sie aus der Leinwand heraus, um alles zu verschlingen.

„Sei froh, dass du nicht in meinen Kopf gucken kannst“, sagte ihre Mutter, wenn sie sich aufgerafft und die Tochter vor der Staffelei gefunden hatte.

„So sieht es darin aus.“

Mea hatte keine Vorstellung davon, wie es im Kopf ihrer Mutter wirklich aussah. Sie war sich nur ziemlich sicher, dass darin ein unglaubliches Durcheinander herrschte.

Es gab Tage, da putzte Maria Schrier bis hinter die Schränke und dann wieder gab es Tage, da fand Mea nichts Sauberes mehr in den Schubladen, und dann gab es auch Tage, da stellte sich Mea vor, wie es wäre, bei Tante Colli zu wohnen.

Aber von diesem Gedanken aus sah Mea ihre Mutter unter der Woldecke liegen, wie sie bald nichts mehr essen und trinken würde und dann glaubte Mea, in ihrer Brust stecke eines der schreienden Münder und würde ihr Herz verschlingen.

Meas Mutter sagte, dass die Kunst ein brotloser Beruf sei. Die Leute würden nur für Dinge bezahlen, die sie auch verstanden, für das, was Platz in ihren Schubladenköpfen fand. Und dass die Leute Schubladenköpfe hatten, war der Grund, warum Mea und sie zu den Menschen gehörten, die immer nachgeben mussten.

Mea verstand nicht viel von diesen Überlegungen. Sie stellte sich vor, wie die Leute mit Schubladenköpfen wohl aussehen würden, ob sie dann drei hätten, eine für das Essen, eine für die Luft und eine für die Gedanken und dann musste Mea lachen, weil das Bild in ihrer Vorstellung so komisch aussah, und dann lachte auch ihre Mutter und drückte ihren Mund in Meas Halsbeuge und prustete so kitzelig hinein, dass Mea mit dem Po fast von der Couch rutschte.

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!